

„Was wir sind, ist nichts,
Was wir suchen, ist alles,
Den inneren Frieden.“

Vielleicht ist es gerade diese schlichte Erkenntnis, die ihn sein Leben lehrte und die ihn bewegte, auf fremder Scholle die Einsamkeit aufzusuchen. Die Menschen, die in ihr leben, sind nie die Schlechtesten. Freilich sind sie oft verschlossen und es bedarf oft großer Geduld und nicht zuletzt eines gewissen Feingefühls, um ihr Schweigen zu brechen und ihr Wort zu lösen. Auch der Sepp schwieg. Nur mit der Weisheit des Alters gab er mir die Summe seiner Lebenserfahrungen zu wissen, die nicht gerade zur Ehre der Menschheit gereichen.

Josef Sommer, so lautet der volle Name unseres Sepp, ist am 15. November 1851 in Traunstein, je vier Stunden von Salzburg und Rosenheim in Bayern geboren. Als ehrsammer Schuhmacher verdiente er ein schönes Stück Geld und ward wohlhabend. Aus einer glücklichen Ehe entsprossen ihm fünf Söhne, von denen er drei im Weltkrieg verlor. Einer lebt als Kaufmann in Nürnberg, und ein anderer betreibt in Pforzheim eine Buchdruckerei. Die üblen Erscheinungen der Nachkriegszeit haben dem biederen Sepp das Letzte genommen und hätten ihn sicher ganz an den Bettelstab gebracht, wenn ihm nicht noch zwei seiner Söhne geblieben wären und er über einen so außerordentlich zähen Lebensmut verfügte. Doch er wollte nicht von seinen Kindern abhängen und ihnen lästig sein. Bei Friedrichroda, nicht weit von Bad Wildungen (Waldeck), baute er sich ein ähnliches Idyll wie in der Lausitz.

Da überkam den Alten noch einmal die Wanderlust, die ihn schließlich in die Lausitz führte, von der er gehört hatte, daß sie schön sei. Sein kleines Heim in Thüringen übergab er dem dortigen Grundbesitzer und hier bei uns schuf er sich bald ein neues. Mit kleinen Sattler- und Schuster-Arbeiten verdiente er sich ein kärgliches Brot und war trotzdem stets zufrieden. Sonst aber war er der Menschheit fremd geworden und setzte sich mit einer gewissen Resignation über die harten Schicksalsschläge seines Lebens hinweg.

Still hauste er in seiner kleinen Klause. Den Wohnraum füllten ein Tisch und ein Schränkchen. Zwei märchenhafte Fensterchen mit sauberen Gardinen spendeten dem Raume ein spärliches Licht. Vor ihnen aber, auf schmalem Sims, lachten aus bunten Kästen freundliche Blumen durch die blanken Scheiben herein. In der Ecke spendete ein niedlicher eiserner Ofen Wärme zum Kochen und Heizen. Eine winzige Öllampe hing von der Decke über den Tisch, an dem der Sepp oft lange, lange in Büchern und Schriften studierte. Stuhl und Bank ließen nur noch einen schmalen Gang, um in den Schlafraum zu gelangen. Gebückt mußte man durch seine Tür gehen und einige Stufen hinabsteigen. Hier, in dem eigentlichen Ursprung der ganzen Wohnungsanlage, befand man sich in einer regelrechten kleinen Höhle aus Felsgestein, die nur durch eine winzige Öffnung einen Schimmer Licht genoß. Sie war nicht größer, als gerade die Lagerstätte zu bergen. Diese war kein Bett im allgemeinen Sinne, sondern nur ein ganz einfaches Ruhelager aus einer Heu- oder Strohhunterlage mit einigen warmen Decken. Der findige Sepp verstand es aber, darunter ein Kellern einzurichten, in welchem er seine Kartoffelvorräte diebessicher barg. Er brauchte, um zu ihnen zu gelangen, nur sein Lager hochzuklappen. Da sich in dem Raum nicht mehr als eine Person bewegen konnte, so durfte ich ihn mir nur durch die Tür betrachten. Leberecht Hühnchen in Steglitz bei Berlin, von dem uns Heinrich Seidel so schön erzählt, hätte es sicher nicht besser gebracht.

Aber dem ungefähr 1 1/2 Meter breiten und 2-3 Meter langen Wohnraum befand sich auch noch ein Boden, der zur Aufbewahrung von Feuerholz und anderen Vorräten diente. Mit Stolz zeigte mir der Sepp die Falltür, durch die er bequem hinaufgelangte, wenn er einen Stuhl darunterstellte und hinaufstieg. Auf meine Frage, wie es ihm denn in dieser kleinen Wohnung gefalle, erwiderte er:

„Na, a bischge eng isch ja halt, aber a Sekretär und a Klavier beabsichtige i net anzuschaffe. Wasserleitung brauch i a net, da genügt d'r Eimer, mit dem i mir mei Wasser von der Quelle aus dem Walde hole. Aber schau'n's, da die Reihe Pfeifen über dem Tisch, das isch a schönes Stück Möbel. Müh' hat's ja geko't, die Steine zur Mauer herbeizuschleppen, aber schön isch halt a, wenn m'r warm und trocke siße kann.“

In die Kirche ist der Sepp auch gegangen, aber im Winter, wenn die ganze Hütte fast völlig eingeschneit war, da blieb er oft tage- und wochenlang von aller Welt abgeschnitten und hat selbst Gottesdienst gehalten. In der schönen Jahreszeit jedoch pflegte er sein Gärtchen, pflanzte sich ein paar Rosenstöckchen und in einer Mauernische stellte er ein kleines Kreuzifix auf. Wenn dann des Sonntags Besucher kamen, die er gern zur Rast in seinem Gärtchen auf bequemen Bänken einlud, dann freute er sich mit ihnen. Und wenn sie ihm gar eine Prise Tabak anboten, dann schmauchte er freundschaftlich mit ihnen ein Friedenspfeischen. Festtags zog er sich sein gutes Wams an und setzte sich sein grünes bayrisches Hüttele mit dem Gamsbart auf.

Mancher wird sich gern dieser idyllischen Stätte unseres lausitzer Leberecht Hühnchen — so dürfen wir ihn getrost nennen — erinnern. Rauhe Bubenhände haben nun das schöne Kleinod und Heiligtum des Sepp in frevlerischer Art vernichtet. Obdachlos irrt er nun in den Dörfern umher, abhängig von der Güte und Gnade ihm Gutgesinnter. Und Gerüchte gehen von Mund zu Munde, daß auch einflußreiche Kreise diese Zerstörung gebilligt haben sollen, weil der Sepp bald das Primaterecht erworben hätte und man befürchtet habe, daß er der Unterstützungspflicht hätte zur Last fallen können. Mit philosophischer Weisheit wird sich der brave Sepp in seinen alten Tagen auch über solche schmähliche Handlungsweise hinwegsetzen.

Und wenn ihn auch diese trübe Erfahrung aus dem Lande treiben sollte, die Erinnerung an seine originale Gestalt und sein Waldbidyll wird in manchem Herzen weiter leben und zurückbleiben. Weh aber ist dem Heimatfreund ums Herz, der wohl befürchtet, daß der Sepp die Lausitz ungestaltlich nennen muß. Wer könnte es ihm auch verdenken? So aber kann und darf die Lausitz nicht gewertet werden und gutzumachen gilt's, wo arg gefrevelt wurde.

Herbstwandern

Rurt Nierich - Köhschenbroda

Srau Sonne spinnt ein Goldnetz über die klaren Wasser des Hausgrundteiches, und dort, wo die Forellen so still im Tiefwasser stehen, spiegelt sich der hochstrebende Bau der kühnen Ritterburg. Wie ist es doch so still hier in den Waldeshallen! Raum ein Hauch flüstert in den hohen Wipfelkronen, nur die Sonne stutet hindurch und malt blanke Tellerlein wie goldene Münzen auf die Pfade der Menschenkinder.

Droben um das alte Gemäuer webt Tag und Nacht ein stiller Zauber. Blaue Schatten sinken in die dunklen Nischen und wohnen darin wie nachtige Gedanken aus fern, ferner Zeit. In das Maßwerk des ehrwürdigen Kirchenbaues strahlt der helle Himmel und spinnt sein lichtiges Buntglas in die spizen gotischen Fensterbogen. Der Ehrfurcht stille Flügel aber überwehen dauernd diese geweihte Stätte. Der Wanderer tritt jetzt die Fliesen, auf denen die Knie betender Mönche einst geruht, und ein spätes Vogel Lied durchzwickert den hohen Raum, in dem einst suchende Herzen nach Gott geweint. Hier hing der ewigen Lampe düstere Rubinenglut, und geweihte Lippen sangen das Ave und das Sanktus durch die heilige Halle. O du Wandel des Erdenseins! Was ist doch der Mensch gegen dich, du gemeißelter Stein! Du dauerst und kündest fernen Geschlechtern Taten, Leiden und Freuden, du sprichst von Ruhe, Frieden und